

Nicht auf dem Bild:
Punker Schimmel, der
sich hinter unserer
Autorin in einen
Schlafsack gewickelt
hat und schlummert



→ **VERSUCHSOBJEKT**
Jana Felgenhauer –
im Herzen Hippie
und Punk zu
gleichen Teilen.

→ **TESTUMGEBUNG**
S-Bahnhof Hamburg-
Sternschanze.

→ **MISSION** Einen Tag
als Schnorrer auf
Asphalt abhängen,
mit Bier und Gras.

ASPHALT- HÄNGER

Auf der Straße rumlümmeln, Passanten um Kleingeld anschnorren und der Gesellschaft den Mittelfinger zeigen. Redakteurin Jana Felgenhauer hat sich einen Tag lang unter Alternative gemischt

Fotos Frank Egel

das
experiment

Kalter Wind zerwühlt unsere Haare und trägt Cannabisrauchschwaden zum Bahngeleis herüber. Zusammen mit Manke, Lars, Motte und Hund Bommel sitze ich auf einem hohen Steinblock am S-Bahnhof Hamburg-Sternschanze. Die drei gehören zu den Gruppen, die man in jeder Großstadt findet: Menschenknäuel aus Punks, Obdachlosen, Drogenabhängigen, Krawallmachern. Mal nichts davon und manchmal von allem etwas. Sie haben meistens große Hunde, sind oft laut und nervig, aber auch lustig, wild und frei. Darum beneide ich sie. Was sind das für Menschen, die einen im Vorbeigehen um Kleingeld anschnorren? Kaputte Typen, die keinen Bock auf Arbeit haben? Oder moderne Hippies, die sich nehmen, was ihnen gefällt?

„Möchtest du mal Goldfisch spielen?“, fragt Manke einen Fußgänger. An einen Stock hat er ein pinkfarbenes Band geknüpft, an dessen Ende ein Plastikbecher schaukelt. Statt Münzen wirft eine Frau Erdbeeren hinein, ein Mann wünscht „Viel Glück heute“. Manchmal sagt Manke auch ganz direkt: „Ich angle Geld für Gras.“ Eine Passantin zeigt lachend auf ein Stück Rasen: „Da ist Gras.“ Aus einer kleinen Box

schallt Hip-Hop, ein Joint geht rum, zwischen den Zügen kauen wir Gummibärchen. Unter uns ziehen Touristengruppen vorbei, die man an ihren Rucksäcken und Outdoorjacken erkennt und daran, wie sie neugierig zu uns heraufschauen, als wären wir Sehenswürdigkeiten. Die Hamburger hingegen erkennt man am Desinteresse von Großstädtern, die es gewohnt sind, an Armut vorbeizuziehen, und an ihren

Sie sind oft laut und nervig, aber auch lustig, wild und frei

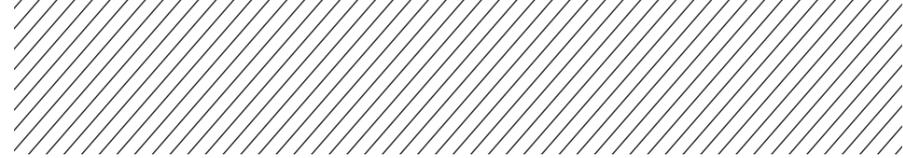
Klamotten, gedeckte Farben, wie neu gekauft. Als sich später unser Fotograf vor dem Stein aufbaut, ruft ein Typ Manke zu: „Wirst du endlich berühmt, du Penner!?“

Manke hat zerzauste blondierte Haare und blaue Augen, durch die graue Wolken ziehen. Seine schmutzigen nackten Füße baumeln über der Steinkante, in der Hand hält er seine Angel. In einer Gürteltasche bunkert Manke Zigaretten und ein rotes Klapphandy, das auch dann noch funktioniert, wenn er es in einem Wutanfall weit wegschleudert. Zehn von 28 Jahren wohnt er bereits auf der Straße. Eine feste Bleibe

hat er nicht, die Nächte verbringt Manke bei Freunden. Der Stein, die Angel und der Plastikbecher sind seine Existenzgrundlage. In den nächsten zehn Stunden wird er 24 Euro zusammenschnorren, 20 bis 30 Euro braucht er täglich für Gras. „Cannabis ist meine Medizin“, sagt er. Es mildert die Depression, die Wut, Paranoia. „Ich brauche es, um gesellschaftsfähig zu sein.“ Ein Teil der Gesellschaft zu sein, zumindest an

deren Rand, klappt nicht immer. Eineinhalb Jahre saß Manke bereits im Gefängnis wegen einer vierstelligen Summe, die er beim Schwarzfahren angehäuft hatte.

„**MACHT DEN WIND AUS!**“, schreit Lars in den Himmel. Früher trug er bunte Iros, heute sind seine Haare kurz geschoren. Die Arme sind mit Krakeleien tätowiert, die aussehen, als sei eine Horde Kleinkinder mit Filzstiften über ihn hergefallen. Eigentlich wollte er nur für ein Wochenende nach Hamburg fahren, mittlerweile sind es elf Jahre. Sechs davon lebte er unter



„Die Normalen denken, es gehe immer nur um Geld und Ruhm“

einer Brücke. Lars würde gern etwas an seinem Leben ändern: eine Wohnung statt WG-Zimmer, wieder arbeiten, Kontakt zu seinem zweiten Kind. Doch der Alkohol wirft ihn immer wieder zurück.

Vom Stein komme ich nur mit Hilfe wieder runter, indem ich mich langsam in Mankes Arme gleiten lasse, so als sei ich ein hilfloses Burgfräulein und er ein edler Ritter. Auch Motte, Bommel, Bier und Süßigkeiten werden vom Stein zurück auf den Boden befördert. Lars streckt sich, das Gesicht schmerzverzerrt. „Ich fühle mich wie eines dieser Skelette aus dem Biountericht. Ich muss erst wieder meine Knochen zusammenschieben.“ Er läuft schon länger mit einem doppelten Leistenbruch durch die Gegend, einen OP-Termin hat er erst in ein paar Wochen. Krankenversichert ist er immerhin noch über seinen Stiefvater.

Wir sitzen auf dem Bürgersteig und beobachten einen Mann, der seinen dicken zotteligen Hund auf den Gehsteig kacken lässt und sich anschließend vom Acker macht. Lars wird wütend. „Was für ein ekliger Wichser!“ Er geht hin, schabt den Scheißebatzen mit einem Pappstück vom Asphalt und wirft ihn in ein Gebüsch. Nicht, dass noch einer denkt, es sei Bommel gewesen. Ein Pfandsammler kommt mit einem Einkaufswagen vorbei, die Freunde reichen ihm ihre leeren Flaschen. Auf der Straße hilft man sich. „Klar geben wir ihm was, wir sind doch keine Egoschweine!“, sagt Lars. „Wenn man hat, dann teilt man“, fügt Motte hinzu. Trotzdem gibt es „Schnorrerschichten“, erklärt sie, also eine Abstufung davon, wie weit unten jemand ist. Angefangen von denjenigen, die morgens irgendwo aufwachen und erst einmal kontrollieren, ob sie sich vollgepisst haben. Ein Musiker dagegen ist für die Gruppe ein Jackpot, weil die Passanten dann den Eindruck haben, dass sich jemand für sein Geld anstrengt.

Bei jeder Gelegenheit schiebt Lars liebevoll Mottes Nasenring zurecht, damit die Piercingkugel wieder parallel zu ihrer Nasenspitze verläuft. Die Clique hier an der Sternschanze ist die Familie, die sie sich

selbst ausgesucht haben. Ihre eigenen bezeichnen sie als „Aufzuchtstationen“. Oft sind sie weniger als das. „Ich habe nicht das beste Elternhaus, ich glaub, das hat keiner von uns“, sagt Motte. Sie ist ein 16-jähriges Punkmädchen mit bunten Haaren und Jeanskutte, die sie mit Aufnähern verziert hat mit Sprüchen wie „Euer Hardcore ist unser Mainstream“. Unter der Woche geht sie in die Schule, am Wochenende und in den Ferien verbringt sie ihre Zeit auf der Straße. Sie möchte weg von zu Hause, von einer Mutter, die immerzu trinkt.

Lars muss los, er hat einen Termin bei einem Anwalt, weil er in der U-Bahn im Streit einen Mann geschlagen haben soll. Nach einer Stunde kommt er in einer Wolke aus Aggression und Punkrock, der aus einer Box schallt, zurück – Bommel wie immer dicht neben ihm, ein Hund mit dem Gemüt eines Meerschweinchens. Was wird mit ihm, wenn Lars vielleicht wegen Körperverletzung ins Gefängnis muss?

ICH SITZE VOR DER S-BAHNSTATION auf der Straße, abwechselnd eine Zigarette oder Bierflasche in der rechten Hand, die linke im borstigen Fell von Bommel vergraben. Den Kronkorken habe ich mühsam mit einem Feuerzeug aufgehebelt, eingequetscht zwischen Daumen und Zeigefinger, so lange, bis es wehtat, dann ein „Plopp“, Jubelschreie.

Zu unserer Gruppe kommen ständig neue Gesichter hinzu. Hinter uns ziehen Autos, vor uns Passanten vorbei, Menschen warten neben einem Erdbeerhäuschen und schauen mit verunsicherter Miene auf ihre Handydisplays. Rucksäcke und Jacken liegen um uns herum und markieren unsere Insel. Wir sind umgeben von einem Meer, in dem die Normalos herum paddeln. „Mit-dem-Strom-Schwimmer“, zu denen sonst auch ich gehöre.

„Die Normalen“, sagt Motte, „leben in einer ganz anderen Realität. Die denken,

dass es immer nur um Geld und Ruhm geht.“ Sie und ihre Freunde hingegen sind abhängig und unabhängig zugleich. Abhängig von dem Geld, das Passanten ihnen in ihre Becher werfen, dafür aber unabhängig von einem Arbeitgeber, Kollegen, Nachbarn, von Vermietern und davon, eine Steuererklärung machen zu müssen.

IN DER MITTE DER INSEL streckt jemand seine asphaltgrauen Füße aus. Hände, die in schwarzen Fingernagelrändern enden, greifen nach Bienenstich, gespendet von einer Konditorei. Ich beobachte Menschen aus der Hundeperspektive und schaue statt in Gesichter auf Füße, Beine, Hintern. Manchmal suche ich den Blick eines Passanten, doch die meisten ignorieren uns. Den ganzen Tag hier so herumzusitzen stelle ich mir öde vor. Aber nur Faulenzen ist nicht, schließlich muss ja Geld her.

Die Gruppe wechselt sich beim Schnorren ab, „Klingeln“ nennen sie das. Wenn einer ein paar Münzen bekommen hat, ist der Nächste dran. Fettes Lächeln, manchmal ein Kniefall. Persönlich auf jemanden zuzugehen ist die effektivste Methode beim Schnorren. Dann fangen die meisten Leute an, in ihren Taschen und Rucksäcken nach ihren Geldbörsen zu wühlen. Kram, kram, entschuldigender Blick in das Gesicht des Gegenübers. Ein Portemonnaie erscheint, eine Münze wird herausgefummelt. Wie viel geben? Ein paar Cent oder gleich zwei Euro, damit sich das Gewühle auch gelohnt hat? Später teilen sie das Geld untereinander auf. Vier Euro in zwei Stunden.

Ich bin sitzen geblieben, weil ich zu normal aussehe, als dass mir jemand Geld in den Becher schmeißen würde. Sowieso fände ich die Vorstellung extrem unangenehm, fremde Leute um Geld anzubetteln. Einfach, weil ich mich nicht in einer Not-situation befinde. Ich weiß, dass ich jetzt sofort Geld aus dem Automaten ziehen könnte. Und dass ich heute Abend in meinem eigenen Bett schlafen werde. Wenn ich morgen zu meinem Schreibtisch zurückkehre, hockt Manke wieder auf seinem Stein. Und wirft die Angel aus.

Hund Bommel hat sonst nur Augen für Herrchen Lars – neben Manke, das ist der Kurt-Cobain-Typ

